

Forschungsfragen und Forschung treiben

Die Klassifizierung des englischen Wissenschaftstheoretikers Alfred Jules Ayer ergänzend, schlug Hard einmal vor, die Methodologen der Geografie in die Klasse der Bischöfe, Facharbeiter und Menfoutisten⁵ einzuteilen (2003 [1973]: 39). Sieht man von Personenqualifizierungen ab und wendet das Schema auf die wissenschaftliche Kommunikation an, dann wird im Folgenden in der Sprache der Facharbeiter argumentiert. Denn wie es theoretisch auszusehen habe, hat die bischöfliche Kommunikation bereits klargestellt. Der Facharbeiter, der gleich zu Wort kommen wird, würde die bischöflichen Wünsche gerne erfüllen. Doch die Zwänge des Praktikablen und die zeitliche Begrenzung lasten auf ihm. Er wird folglich versuchen, klar und zielorientiert zu arbeiten, wird also zunächst die Forschungsfragen explizieren, die Auswahl der Länder, Personen und Orte begründen, die einzelnen Feldphasen schildern und dabei begründen, warum Feldforschung im Ausland nützlich sein kann und warum das problemzentrierte Interview als Hauptmethode Verwendung fand. Auch seine Auswertungsmethoden wird er schildern.

Forschungsleitende Fragen

Die Theorie der Weltgesellschaft postuliert, dass sich Weltgesellschaft nicht deshalb entfalte, weil Menschen mobiler werden, sondern sie sich konstituiere, weil jede Kommunikation ein ‚Und-so-weiter‘ beinhalte. Eine territoriale Begrenzung gerät also mit dem Ziel in Konflikt, Aspekte der Weltgesellschaft zu erforschen. Auch wenn den kontingenten Raumeinheiten Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, gilt es vor allem den Kommunikationen und den in ihnen enthaltenen Sinn-dimensionen zu folgen (vgl. dazu auch Albrow 1998 [1996]: 242; Fennell 1997; Martini 2001: 76f.). Damit ist indes nur die Offenheit, nicht aber der Inhalt benannt. Die forschungsleitenden Fragen selbst lauten:

- Lassen sich in der biografischen Vielfalt Gemeinsamkeiten erkennen? Welche Strukturen haben die biografischen Stationen von Migranten und Migrantenfamilien? Welche Planungen werden individuell, familiär oder in anderen Kontexten betrieben und wie mussten Lebensentwürfe in der Vergangenheit umgeschrieben werden?
- Welche Beziehungen bestehen zu den wichtigsten biografischen Orten? Wie werden sie gepflegt? Ist ihre Kontinuität gefährdet?
- Sind Muster des Erfolgs und Misserfolgs von transnationalen Lebensführungen zu erkennen? Assimilieren sich Transmigranten mehr oder weniger? Gibt es Momente, die Transmigration erfolgreicher oder weniger erfolgreich werden lassen? Welche Bedeutung kommt Bildungsprozessen und Lerngelegenheiten zu?

5 Aus dem Französischen von „Je m'en fous“ – „Das ist mir gleich“.

- Wie wird die eigene Lebensgeschichte präsentiert und konstruiert? Wie gehen die Personen mit normativen Ansprüchen um?
- Sind aus Migrationsbiografien oder Migrationsmomenten Rückschlüsse auf Strukturentwicklungen der Weltgesellschaft zu ziehen?

Die Auswahl der Länder, der Personen und der Orte – *mein Feld*

Weshalb ich überhaupt und mehrheitlich Kroaten, Serben und Bosnier auswählte und mit den Feldforschungen in Nürnberg begann, hat pragmatische Gründe. Sicherlich nahm das sozialistische Emigrationsland Jugoslawien eine Sonderrolle in der Geschichte der Arbeitsmigration ein und auch der Zerfall des Landes ist eine Besonderheit, doch viel mehr Grundsätzliches lässt sich nicht anfügen. Beachtenswerter ist die Frage, wie ich dieses Forschungsfeld entstehen lasse oder doch wenigstens aktualisiere. Alle Vorsicht und alle Gebote der nonreaktiven Feldforschung nutzen hier wenig, denn ich beobachte *etwas* auch dann, wenn ich andere im Hinblick auf ihr *wie* der Beobachtung hin beobachte. Das Feld, das *Was*, entsteht in dem Moment, wie ich, so wie fast alle anderen Migrationsforscherinnen und -forscher auch, mich bei der Kontaktsuche zu jenen Orten begeben, wo Individuen als *Migranten* sichtbar, genauer adressabel werden: Zum Beispiel in Kulturvereinen, Kirchengemeinden, Ausländerbeiräten und in Sportclubs, bei multikulturellen Stadtteilstesten, an Busbahnhöfen und in Nachtzügen nach Zagreb. Kaum war ich da, waren auch Migranten da. Fast war es mir, als wären sie schon vor mir dort gewesen! Die Pointe dieses Vorgehens ist schnell zu erkennen: Ich fand dort Migranten, weil es leicht war, die dort getroffenen Personen als Migranten zu adressieren. Ich aktualisierte einen bestimmten Sinn und schuf sie in diesem Moment erneut als Migranten. Diejenigen, die keine Lust an einer solchen Reaktualisierung ihrer vermeintlichen Identität hatten, werden mir das Gespräch vermutlich verweigert haben. Auch blendete ich Räume und Orte aus, an denen Migranten nicht in ihrer Fremdheit in Erscheinung treten. Orte, an denen sie unsichtbar geworden sind, weil sie eben nicht mehr als Migranten adressiert werden wollen und je nach Perspektive integriert oder assimiliert sind – allein ihr Pass würde mir vielleicht noch passen! Diese Ausblendungen müssen mitgedacht werden, ohne sie komplett beheben zu wollen. Schließlich ist es das Ziel der Arbeit, diejenigen Migranten zu finden, deren Migrationsverlauf eine anhaltende transnationale Orientierung erkennen lässt und die sich in Worten und Taten an wenigstens zwei nationalen Horizonten ausrichten.

Dieses Problem der Gegenstandsformation betrifft alle qualitativ-explorativ arbeitenden Studien. Werden hier doch vornehmlich die Fälle gesucht, die dem eigenen Theorierahmen entsprechen. Die Nicht-Fälle des theoretischen Samplings (Strauss 1991: 70) werden analog dazu nicht thematisiert. Erforscht wird nur, was ich erforsche und bezeichne. Also die Innenseite meines Feldes, die keine Aussage über die Außenseite zulässt, so verführerisch das auch sein mag – man denke nur an die Rede von ‚die meisten‘, ‚viele‘, ‚typisch‘ etc. Nicht-Fälle

spielen nur eine marginale und kontrastive Rolle. Eine systematische Suche nach Nicht-Fällen hätte solche Personen suchen müssen, die sich vollständig assimiliert haben (zu Fällen und Nicht-Fällen im qualitativen Paradigma vgl. Roose 2000).

Die erste Phase in Nürnberg

Der Zugang erfolgte sehr pragmatisch während einer dreimonatigen Feldphase im Frühjahr 2003, bei der ich mich auf Migranten in Nürnberg konzentrierte, die in Bezug zu Post-Jugoslawien standen – eine Auswahl aufgrund territorialer Zugehörigkeiten. Es galt mein Feld zu sondieren, es als Gegenstand zu verstehen, mit Personen in Kontakt zu treten und sie für ein ausgedehntes Interview zu gewinnen.

Um ein vertieftes Wissen über Migranten in Nürnberg zu gewinnen und mich für historische Entwicklungen zu sensibilisieren, nahm ich eine Sichtung des Archivs der Lokalzeitung ‚Nürnberger Nachrichten‘ vor. Gelesen wurden sämtliche Artikel, die von den Archivaren unter der Schlagwortkette ‚Lokales/Jugoslawen (inkl. Teilrepubliken)‘ abgelegt worden waren. Diese Artikel gaben mir einen ersten Eindruck über den Verlauf der Migrationen und Integrationen nach und in Nürnberg. Die Berichterstattung über migrante Lokalprominenz bot Anknüpfungspunkte für weitere Gespräche. Weitere Zugänge eröffneten sich über Vereine, wie beispielsweise den jugoslawischen Verein Obilić. Für weitere Kontakte zu Kirchengemeinden, Vereinen, Clubs, Gemeinschaften sowie zu speziellen Beratungsstellen war der Nürnberger ‚Stadtwegweiser‘ hilfreich (Stadt Nürnberg 2002). In ihm sind fast alle derartigen Organisationen verzeichnet. Allerdings endeten manche Wege sehr schnell, weil die Vereinsadressen veraltet sind, die in die Jahre gekommenen Vereinsräume leerstehen und nur noch vage an die vergangenen aktiveren Zeiten erinnern. Aber es gibt auch lebendigere Orte. Bei den Kirchen und Moscheen sind besonders die serbisch-orthodoxe Diakonie, die ihr Heim in Schniegling gefunden hat, und die ungleich größere Kroatische Mission in der Nürnberger Südstadt zu erwähnen. Im Falle der Muslime bot sich kein einfacher und direkter Zugang, da sie häufig die Angebote der mehrheitlich türkischen Moscheen nutzen und eigene Moscheevereine in Nürnberg bisher nur vorübergehend existierten. Die Kontaktaufnahme in den Vereinen war nicht allein auf die Suche nach Interviewpartnern und Gewährspersonen beschränkt. Bei Lesungen, Konzerten, Feiern oder einfachen Zusammenkünften der Vereine wurden Eindrücke gesammelt, um ein erweitertes Verständnis der Lebenswelten zu erreichen. Dabei schielte ich auf das reichhaltige und inspirierende Methodeninventar der Ethnologie, ohne dem großen Begriff einer Ethnografie jedoch gerecht werden zu wollen. Ein weiterer Zugang eröffnete sich durch die wissenschaftliche Begleitung der Arbeitsgruppe Südstadtkids seit dem Frühjahr 2002 mit meiner Kollegin Itta Bauer von der Universität Nürnberg-Erlangen (vgl. Bauer/Goeke 2003; Bauer et al. 2004; Bauer/Goeke 2006). Im Projekt qualifizie-

ren sich junge Erwachsene mit Migrationshintergrund, zum Teil aus Bosnien-Herzegowina und Serbien, zu Multiplikatoren für die interkulturelle Bildungsarbeit im Stadtteil. Auch sie gaben mir wertvolle Einblicke in migrante Lebenswelten. Parallel zu diesen Annäherungen an Migranten suchte ich auch das Gespräch mit Personen, die auf einer Metaebene *über* Migranten aus Südosteuropa Auskunft geben konnten (zum Beispiel psychosoziale Beratung für Migranten, Beratungsdienste der Verbände, Koordinationsstellen für den muttersprachlichen Unterricht, Gewerkschaftsgruppen etc.). In dieser ersten Phase kam ich mit rund 50 Personen ins Gespräch. Aus diesen kurzen Gesprächen ergaben sich eventuell längere Interviews. Über den gesamten Zeitraum wuchs die Zahl der Gesprächspartner auf über 100 Personen. Interviews mit Termin und Tonband wurden mit insgesamt 30 Migranten und Experten geführt.

Die zweite Phase in Nürnberg

Nachdem das Material der ersten Phase gesichtet und vorläufige Ordnungen eingezogen wurden, konnten in der einmonatigen zweiten Phase bestimmte Fragestellungen gezielter verfolgt werden. Zum Beispiel die sich abzeichnende Orientierung von Transmigranten an Zagreb und der Bereich der Bildung. Es zeigte sich zudem, dass die Hilfsbereitschaft und das zeitliche Engagement der Kontaktpersonen enorm wuchsen, weil ich zunehmend als uninstrumentell offen wahrgenommen wurde und das Vertrauen in mich gestiegen war (zu Frage der Instrumentalität vgl. Matthes 1985: 321). Diese Phase hatte noch ein weiteres Ziel. Für den anstehenden Auslandsaufenthalt wollte ich Kontakte knüpfen, die mich von Nürnberg weg und hin zu den gepriesenen Heimaten in Dalmatien, Zagreb oder anderswo führen sollten. Kontakte, die mich auch zu Transmigranten oder zu engen Familienangehörigen führen sollten, die im Moment nicht in Nürnberg leben.

Die Feldphase in Kroatien und Serbien – weshalb eigentlich?

Der Forschungsaufenthalt in Kroatien und Serbien wurde vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) mit einem Stipendium unterstützt. Vor Ort halfen mir viele Kolleginnen und Kollegen vom Institut za Migracije i Narodnosti (IMIN – Institute for Migration and Ethnic Studies) und vom Geografischen Institut sowie meine Interviewpartnerinnen und -partner. In den Augen der DAAD-Gutachter war die Auslandsarbeit unterstützenswert. Aber betrifft das tatsächlich die ganze Arbeit? Bescheinigt ein DAAD-Stipendium die Wissenschaftlichkeit des Forschens im Ausland? Sind Auslandsaufenthalte nicht eine Besonderheit geografischen Forschens, die per se und Exotik so etwas wie Wissenschaftlichkeit bescheinigen und Arbitragegewinne versprechen?

Insbesondere aus der Anthropologie ist die Forderung nach einer ‚multi-sited ethnography‘ in den Bereich transnationaler Forschungen gedrungen. Den Men-

schen, Dingen, Metaphern, Geschichten, Biografien oder Konflikten möchte man folgen und dabei den traditionellen ethnografischen Rahmen, das heißt den einzelnen Ort, hinter sich lassen (vgl. Marcus 1995; Welz 1998; Kearney 2005). Und dies, weil Identitäten prozessual, situiert und multipel seien (vgl. z. B. Glick Schiller/Fouron 1998: 141) und weil entgegen der These einer Homogenisierungsglobalisierung lokal divergierende Rezeptions- und Integrationsprozesse zu beobachten seien (vgl. Dürschmidt 1997: 57; Massey 1993).⁶ Große Stichworte, wie etwa Mikroglobalisierung oder lokale Machtgeometrien, sind nicht fern, doch was verbirgt sich hinter dem Vorschlag eine „kosmopolitische (globale? Macro-? translokale?) Ethnographie“ zu betreiben (Appadurai 1998a: 18; vgl. auch Dürschmidt 2002: 63, 70) und wer kann damit was gewinnen?

Vermutlich sind Frage und Forderung zu pauschal, als dass eine einzig gültige Antwort gegeben werden könnte. Der Wert der Diskussion liegt eher in einer Sensibilisierung für mögliche Forschungsprobleme. Doch neben der grundsätzlichen hermeneutischen Forderung nach Offenheit kann in der Diskussion über mobile Feldforschung keine prinzipiell neue Position erkannt werden. Allerdings, und das ist nicht zu verachten, können pragmatische Schlüsse aus ihr gezogen werden. Alles andere wäre auch sehr verwunderlich, weil die Diskussion sonst prinzipiell darüber entscheiden müsste, wo überhaupt ‚multi-sited‘ Feldforschung beginnt. Und wenn sie dann noch versuchen würde, euklidische Distanz als erklärende Variable einzuführen, würde sie große Teile der transnationalen Diskussion ad absurdum führen. Mobile Feldforschung kann also beginnen, wenn ich einem Interviewpartner zu einem serbischen Musikabend in Nürnberg folge und sie kann dazu führen, dass ich Verwandte von Nürnberger Migranten in Kroatien aufspüre.

Der Auslandsaufenthalt ließ mich Personen treffen, die gewiss nicht zu mir nach Nürnberg gereist wären. Auch traf ich Personen, deren aktuelle Gedanken um eine Migration nach Deutschland kreisen und das würden sie in Deutschland sicher nicht tun. Manchmal macht es also einen Unterschied, wo das Interview stattfindet, weil die Migrationsgeschwindigkeit selten so hoch ist, dass eine Indifferenz gegeben wäre. Die Nähe zu dem zu erzählenden Ereignis, zum Beispiel zur Migrationsentscheidung, variiert. Und diese Variation verändert die Erinnerungen an die korrespondierenden Gedankenzustände. Dies bedeutet keine Wertung im Schema gut|schlecht oder wahr|verschwommen, sondern macht auf eine zu analysierende Differenz aufmerksam. Während des Interviews wird der Interviewte zudem in Abhängigkeit vom Ort und in Abhängigkeit vom Wissen darüber, wo ich bereits gewesen bin und wo nicht, von anderen Wissensbeständen bei mir ausgehen und Unterschiedliches vermitteln wollen. Es variieren also auch die Selektionsleistungen der Interviewpartner in Abhängigkeit von meiner Mobi-

6 Zu unterschiedlichen Integrationssituationen von Jugoslawen, Kroaten und Bosniern im Vergleich zu Nürnberg vergleiche man nur die Arbeiten in den Städten Wien oder München (vgl. Lichtenberger 1984; Božić 2000; Čapo Žmegač 2003a, 2003b, 2005b).

lität. Zudem erfuhr ich Anerkennung und Vertrauen, weil ich mich überhaupt auf den Weg gemacht hatte und die vielbeschriebenen Orte kennenlernen wollte. Dass mein Augenschein fürchterlich trügen kann, ist ein anderes Thema und dennoch verhalfen mir die Forschungen in Kroatien und Serbien zu einem besseren Verständnis der dortigen Lebensverhältnisse. Ad-hoc-Gespräche vermittelten mir einen Einblick über das Bild von Nicht-Migranten über ‚Gastarbeiter‘. Die Kollegen aus der Wissenschaft gewährten Einblicke in das kroatische Universitätssystem und bei all dem wurde ich der omnipräsenten Balkandiskussion in Relation zur Europäischen Union gewahr. Die Welt der Migranten wurde durch meine Mobilität teilweise auch zu meiner Lebenswelt, weil sie mir im Gespräch und über meine Wahrnehmungen vertrauter als zuvor wurde. Abermals zeigt sich, dass sich Lebenswelt immer entlang von Kommunikation kristallisiert. Welche Kommunikationen jedoch geführt werden, ist eine Frage der Offenheit und Mobilität – vom Forscher und den Beforschten.

Das problemzentrierte Interview

Die Anforderungen an das Erhebungsinstrument sind leicht zu formulieren: Die Anschlussfähigkeit an die Theorie und Methodologie muss gegeben, das Erkenntnisinteresse muss mit ihm zu fassen, die nötige Offenheit für empirische und theoretische Abweichungen muss gesichert und zuletzt müssen die produzierten Daten auszuwerten sein. Das interpretative Paradigma der Sozialforschung hat eine Vielfalt von Methoden entwickelt, die diese Minimalanforderungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten erfüllen. Doch ganz gleich ob es sich um das narrative, das problemzentrierte, das fokussierte oder ein anderes Interview handelt, stets werden mit der Methodenbeschreibung normative Ansprüche erhoben und Idealfälle vorgeführt. Weil aber jeder empirisch arbeitende Sozialforscher wenigstens insgeheim weiß, dass die hehren Ideale kaum zu verwirklichen sind, drängt sich die Frage auf, warum ein Plan skizziert wird, von dem die Abweichungen bereits gewiss sind. Die Frage gibt sich selbst die Antwort, denn nur die Existenz eines Planes ermöglicht es, die Abweichungen vom selbigen zu beobachten und sie bei der Interpretation zu berücksichtigen. Der Plan ist nicht einfach das Gegenteil von Intuition, sondern macht das Erkennen von Intuition erst möglich. Auf einen Plan zu verzichten, hieße sich dieser Kontrollmöglichkeit zu berauben. Etwas zu planen bedeutet zuletzt, die Fallen in der Feldforschung zu antizipieren, ganz gleich wie groß die Überraschungen oder die narzisstischen Verletzungen sind, wenn im Nachhinein erkannt wird, dass suggestive Töne und Formulierungen die vermeintlich offenen Fragen begleiten.

Meine Wahl fiel zugunsten des von Witzel (1982) erstmals beschriebenen ‚problemzentrierten Interviews‘. Es war keine Entscheidung im harten Streit mit anderen Methoden, sondern eine Festlegung auf einen vielversprechenden Weg. Dieser Weg versteht sich als Modifikation des von Fritz Schütze entwickelten ‚narrativen Interviews‘. Witzel übernimmt Grundgedanken des narrativen Inter-

views, führt einzelne Aspekte genauer aus, verwirft andere und ergänzt die Methode. Im Ergebnis präsentiert Witzel eine Methodenkombination von *offenem Interview*, *Fallanalyse*, *biografischer Methode*, *Gruppendiskussion*, *Kurzfragebogen* und *Inhaltsanalyse*. Die Methode verspricht, eine reflektierte Position bis in die alltägliche Forschungsarbeit hinein durchzuhalten (Walter Heinz im Vorwort zu Witzel 1982: 8f.; Lamnek 1995a: 74-78).

Vier Aspekte sind dabei von Vorteil. *Erstens* lehnt sich das problemzentrierte Interview in wesentlichen Elementen an das narrative Interview an, also an eine Interviewform, bei dem der Interviewte aufgefordert wird, über oder zu einem Themengebiet zu *erzählen*. Da nicht alle Aussagen in Erzählform vermittelt werden, ist es sinnvoll bei der Auswertung zwischen *argumentativen*, *beschreibenden* und *erzählenden* Texten zu differenzieren, besonders um den Interviewereinfluss zu kontrollieren (Lamnek 1995a: 70). Diese Interviewform macht sich grundlegende Rahmenbedingungen von Erzählungen zu Nutze. Der Einstieg erfolgt mit einer Erzählaufforderung, die später durch erzählungsgenerierende Fragen erneuert werden kann. Der Forscher setzt den Interviewten somit unter Zugzwang. Dieser sieht sich gezwungen, einer ihm nur mäßig bekannten Person einen Gegenstandsbereich darzulegen. Dabei liegt es prinzipiell im Ermessen des Interviewten, seine Darstellungen zu gestalten, sie ausreichend detailliert vorzutragen und dabei eine Relevanzfestlegung und Kondensierung vorzunehmen. Bei entsprechender narrativer Kompetenz des Interviewten, gliedert sich die allgemeine Erzählstruktur in eine Einleitungsphase, gefolgt von einer sequenziellen Haupterzählung, die abschließend gedeutet und bilanziert wird (vgl. Lamnek 1995a: 70; Witzel 1982: 47f.). Die Erwartung, man bekäme über Narrationen einen sehr direkten Zugang zum Vergangenen, sollte indes nicht überhöht werden. Besonders die proklamierte Freiheit des Erzählers steht im Widerspruch zu der Erfahrung, dass der Erzählende Aspekte ausklammern wird, von denen er vermutet, dass sie vom Interviewer nicht verstanden werden (Matthes 1985: 322). Der Interviewte wird Strategien anwenden, um zu erfahren, was sein Gegenüber versteht oder eben nicht versteht. Und andersherum wird der Interviewer signalisieren, ob er folgen kann oder nicht. Die ideale, neutrale und störungsfreie Position des Interviewers ist nicht mehr ernsthaft zu behaupten, auch wenn Fragen im engeren Sinn erst nach Ende der Erzählung ihren Platz haben sollten (vgl. Flick 1991: 158). Es bleibt aber bei dem Gebot, durch Aufgreifen und Paraphrasieren des Gesagten in das Gespräch zurück- und vor allem weiterzuführen, um die vom Interviewten benannten relevanten Strukturen bei Interesse zu vertiefen (vgl. Lamnek 1995a: 54). Das gesamte Vorgehen versucht möglichst nahe an die gesellschaftliche Realität heranzutreten, Isolationen durch Erzählungen zu überwinden und Teilhabe an Wissensbeständen zu gewährleisten.

Zweitens schließen die Annahmen bezüglich der narrativen Elemente ein, dass Interviewte prinzipiell als orientierungs-, deutungs- und theoriemächtig betrachtet werden. Für den Transport von Sinngehalten komme im Wesentlichen die Sprache in Frage, da sie am häufigsten und am effektivsten genutzte

Kommunikationsform sei (Witzel 1982: 66). Die Arbeit folgt diesem Vorschlag, ohne für andere Kommunikationsformen blind zu werden.

Drittens, und nun enden die Gemeinsamkeiten mit dem narrativen Interview, sind die Vorteile des problemzentrierten Interviews zu betonen. Da die geforderte Offenheit als Qualitätsmerkmal eines narrativen Interviews für diese Arbeit nicht mehr beansprucht werden konnte, musste ein Weg gefunden werden, der die thematische Vorstrukturierung trotz der daraus erwachsenden Gefahr der Einengung billigend in Kauf nimmt (vgl. Girtler 1992: 154f.). Genau dies ist beim problemzentrierten Interview der Fall. Die Einengung soll durch die Explikation abgefedert werden und somit noch immer eine ausreichende Offenheit zur weiteren Konzeptgenerierung, also eine Kombination von Induktion und Deduktion, gewährleisten (vgl. Lamnek 1995a: 74-78).

Viertens sind Zweifel an manchen technischen Vorschriften von Schütze angebracht. Die Forderung, dass der Interviewer nur ‚wie (kam es?)‘ oder ‚was geschah (dann?)‘-Fragen stellen dürfe, nicht jedoch ‚warum?‘-Fragen, ist zu restriktiv. Sie ist in konkreten Situationen auch kaum einzuhalten und unterschätzt die Kompetenz der Interviewten. Diese können sich sehr wohl gegen suggestiv gestellte Fragen wehren, auch wenn eine Vermeidung wünschenswert ist. Wäre diese Forderung als einfaches Gebot noch zu akzeptieren, so ist die dahinter stehende Begründung zweifelhaft. Schütze nimmt an, dass ‚warum?‘-Fragen Argumentationsschemata generieren und „die Sachverhalte unter einem der ursprünglichen Handlungsorientierung fremden, erst nachträglichem Interesse plausibilisiert werden“ (Schütze in Witzel 1982: 49). Konsequenter müssten im ersten Analyseschritt die narrativen Sequenzen von den nicht narrativen, also den theoretisch überformten, argumentativen oder evaluativen Passagen getrennt werden, und nur die narrativen dürften in der Analyse berücksichtigt werden (Schütze in Bohnsack 1999: 110). Schütze geht von einem real existierenden objektivierbaren Sachverhalt aus, der ohne und unabhängig von den Beobachtungen, Beschreibungen und Wertungen des Interviewten existiert. Eine solche Annahme schließt aus, dass es die Beobachtungen von sinnhaften Systemen sind, die die Welt entstehen lassen, indem sie Ordnungen in diese Welt einziehen. Eine solche Annahme impliziert auch, dass es erste, nicht überformte, Eindrücke geben könnte. Solche Annahmen sind jedoch zweifelhaft, sodass es geschickter ist, das Interview als eine soziale Situation neben anderen aufzufassen, in der Menschen dazu aufgefordert, oder überspitzt, genötigt werden, die Welt zu beobachten und Vergangenes zu reaktualisieren. Schütze meint diesem Problem entgegen zu können, wenn er die Gefahr von kalkulierten Darstellungen erwähnt und kurzerhand dazu auffordert, direkte Thematisierungen von Kernkonflikten zu unterlassen und stattdessen unverfängliche folkloristische Themen einzuführen (Schütze in Witzel 1982: 49). Eine solche Forderung erscheint nicht nur theoretisch wackelig, sondern ist als praktische Handlungsanleitung zweifelhaft. Noch einmal: Kalkulierte Darstellungen heikler oder unangenehmer Themen sind stets Teil eines Interviews. Dies trifft auf Fragen von Nationalität und Ethnizität ebenso zu, wie

auf den Versuch eine geglättete Version der eigenen Lebensgeschichte zu präsentieren. Auch Matthes nennt forschungspraktische Gebote für *interkulturelle* Arbeiten mit zweifelhaften Inhalten und fordert, den Partner nicht auf das eigene Vorhaben hinzuweisen (1985: 321). Welche Nuancen die Gebote auch immer haben mögen, sie beruhen auf der Annahme, dass es eine klare Trennlinie zwischen der Wissenschaftswelt und der Alltagswelt gibt, und dass der Forscher in letztere von außen hineinschauen könne.

Aus dieser Profilierung der Interviewmethode erschließt sich die doppelte Bedeutung des Adjektivs ‚problemzentriert‘. Es zielt auf eine relevante gesellschaftliche Problemstellung und deren theoretische Ausformulierung, „als elastisch zu handhabendes Vorwissen des Forschers“ sowie auf die Möglichkeit der Interviewten, ihre Problemsicht zu Sprache zu bringen (Witzel 1982: 69).

Wie erwähnt hat Witzel Verbindungen zu weiteren Methoden aufgezeigt, beispielsweise die Kombination mit Kurzfragebögen zu Beginn oder am Ende des Interviews.⁷ Mehr Bedeutung hatte die Ergänzung des Interviews um biografische Methoden (Witzel 1982: 74-78). Darunter sind allgemein Ansätze zu subsumieren, die versuchen über persönliche Dokumente wie Briefe, Tagebücher, Zeichnungen, Fotoalben, Filmaufnahmen, Zeugnisse etc. die Biografie zu rekonstruieren, indem sie eventuell vergessene Situation mittels dieser Dokumente aktualisieren. Nun wurde dieser Ansatz zwar nicht konsequent verfolgt, aber eine wichtige Erkenntnis wurde übernommen. Es gehört zum Standardrepertoire der meisten Menschen, dass sie höchst disparate Ereignisse zu einer sinnhaften Lebensgeschichte integrieren und dabei die großen Brüche und feinen Fissuren glätten und kitten. Ein Phänomen, das mit dem Schema wahr|falsch vollkommen unzureichend erfasst werden kann. Um diese Glättungen zu hinterfragen, war es mehr als einmal nützlich, den Interviewpartner sehr konkret und direkt um die Erzählung von bestimmten Situationen zu bitten und ihn beispielsweise aufzufordern darüber nachzudenken, was Dritte damals sagten oder meinten.

Ohne die Interviewpraxis en détail schildern zu wollen, sei abschließend darauf verwiesen, dass bei der Terminvereinbarung die Bestimmung von Ort und Zeit des Treffens den Interviewten überlassen wurde, dass ich fast allen Partnern vor dem Interview bekannt war, dass ich bei fast allen Gesprächen die Erlaubnis zur akustischen Aufzeichnung erhielt, und dass ich den Interviewten ihre Anonymität zusicherte. Zusätzlich zu den Aufzeichnungen wurden Memos in einem Postskriptum notiert, um etwaige Besonderheiten oder Zusatzinformationen festzuhalten (vgl. Lamnek 1995a: 98; Strauss 1991: 151-174). Die Interviews wurden von mir transkribiert und falls es mir nötig erschien, wurden auch nonverbale Aspekte des Gespräches verschriftlicht (vgl. Flick 1991: 161f.; Lamnek 1995a: 108). Als Zwischenergebnis und neue Realität lagen dann Texte vor, welche die

7 Vgl. die transnationalen Forschungsarbeiten, die unterstützend oder vollständig quantitative Methoden verwendeten – zum Beispiel von Remennick (2002) über russische Juden in Israel oder von Diehl (2002) über türkisch- und italienischstämmige Schülerinnen und Schüler in Deutschland.

Grundlage für den nächsten Schritt bildeten. Die nachstehenden Tabellen dokumentieren, mit welchen Migranten und Experten ausführliche, problemzentrierte Interviews geführt wurden.

Tabelle 9: Interviews mit Migrantinnen und Migranten

Name*	Alter	Migrationshintergrund	Staatsbürgerschaft	Interview	Seiten
Adrijana Kalčić	62	Wurde 1942 in Zagreb geboren. 1967 zog sie nach Böblingen. Nach dem Tod ihres Mannes und mit Beginn der Rente zog sie nach Zagreb.	Kroatische	3/2004 (Zagreb)	210 261 330
Dunja Tomašević	55	Wurde 1948 in Banja Luka geboren. 1970 Umzug nach Nürnberg.	Kroatische, Bosnische	9/2003 (Nürnberg)	211 265
Simona Zivković	53	Wurde 1950 in Novi Sad geboren, zog zur Ausbildung nach Zagreb und von dort nach Nürnberg. Heute verbringt sie mehrere Monate im Jahr in Montenegro.	Jugoslawische	7/2001 3/2003 (Nürnberg)	254
Jagoda Lajić	50	In Sarajewo geboren und 1970 nach Nürnberg gezogen, weil der politische Druck zu groß wurde. Ihre beiden Töchter und ihre Mutter leben derzeit wieder in Kroatien.	Kroatische	9/2003 12/2003 (Nürnberg)	215 248 270
Petar Klinar	37	1966 in Deutschland geboren, teilweise in Dalmatien aufgewachsen. Seine Mutter ist Deutsche, sein früh verstorbener Vater war ‚Gaslarbeiter‘ aus Kroatien.	Deutsche, Kroatische	3/2003 (München)	230 310
Andrej Stojanovski	31	In Deutschland geboren, lebte in Zagreb und dann wieder in Deutschland; seit Beginn des Studiums wieder in Zagreb.	Deutsche, Kroatische	5/2004 (Zagreb)	227 317
Vesna Babić	31	1971 in Nürnberg geboren. Ausbildung zur Kauffrau. 1997 beginnt sie ein Studium in Zagreb. 2002 kehrt sie nach Nürnberg zurück.	Kroatische	9/2003 (Nürnberg)	217 244 321
Jelena Lajić	31	1972 in Nürnberg geboren, 1992 erst nach Zagreb und dann nach Novska gezogen	Kroatische	4/2004 (Novska)	299
Karolin Sablijar	29	Wuchs im Schwarzwald auf. Ihre Eltern stammen aus Kroatien. Nach Aufenthalt in England verliebt sie sich in Deutschland in einen Kroaten und zieht zu ihm nach Zagreb.	Kroatische	3/2004 (Zagreb)	229
Maja Milojević	27	Wurde in Nürnberg geboren. 1994 überredet ihr Vater sie zu einem Aufenthalt in Zagreb. Sie bleibt dort und studiert. 2003 kommt sie wieder nach Nürnberg.	Kroatische	9/2003 (Nürnberg)	306 327
Antonija Spaić	26	1978 in Berlin geboren. 1984 Umzug mit der Mutter nach Kroatien. 1992 zieht die Mutter wieder zum Vater nach Berlin und sie mit ihrem älteren Bruder nach Zagreb. Dort beginnt sie ihr Studium der Zahnmedizin und arbeitet heute in einer Zahnklinik.	Kroatische	5/2004 (Zagreb)	278

Name*	Alter	Migrationshintergrund	Staatsbürgerschaft	Interview	Seiten
Danilo Delak	26	1978 in Deutschland geboren. Zieht wegen Asthmaproblemen mit seiner Mutter 1981 nach Slawonien (Kroatien) und 1991 wieder nach Deutschland. Studienbeginn in Deutschland. Zum Zeitpunkt des Interviews verfasst er seine Diplomarbeit in Kroatien und wird von Deutschland aus betreut.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	327
Jasna Lajić	23	1981 in Nürnberg geboren, nachdem ihre Schwester nach Kroatien zog, wollte auch sie folgen. Lebt seit einem halben Jahr in Zagreb und absolviert dort eine Ausbildung.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	303
Dina Kertész	22	Geboren in der Vojvodina, lebt heute in Belgrad. Sie selbst ist nie migriert, aber ein Teil ihrer Verwandtschaft lebt im Ausland.	Serbische	7/2003 (Osnabrück)	273
Irma Rakovac	22	In Nürnberg geboren. Angebote im elterlichen Heimatort während der Touristensaison zu arbeiten schlägt sie regelmäßig aus.	Bosnische	9/2003 (Nürnberg)	–
Tanja Srnka	21	Verbrachte ihre ersten elf Jahre in Mannheim und zog dann mit der Familie nach Samobor.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	223
Edi Osmanović	20	1983 in Višegrad geboren. Sein Vater lebt damals in Deutschland. Er, sein Bruder und seine Mutter in Bosnien. Bei Kriegsausbruch 1992 holt der Vater seine Familie nach Deutschland.	Bosnische	3/2003 (Nürnberg)	–
Selma Mikeš	20	1984 in Samobor geboren. 1988 zieht sie mit ihren Eltern nach Bad Salzungen und 1994 wieder nach Kroatien. 2002 ziehen die Eltern erneut nach Bad Salzungen. Sie zieht mit und beginnt ein Studium in Detmold. In Zagreb absolviert sie zum Zeitpunkt des Interviews ein Praktikum.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	327
Irina Odak	18	Wurde in Nürnberg geboren und hält intensive Kontakt zur Verwandtschaft in der Republika Srpska.	Jugoslawische	7/2001 8/2001 11/2002 (Nürnberg)	–
Minaz Pashku	17	In Nürnberg geboren. Seine Eltern gehören zur Minderheit der Albaner in Serbien.	Jugoslawische	3/2003 (Nürnberg)	–
Sajma Mehanović	17	In Nürnberg geboren. Ihre Eltern stammen aus Bosnien-Herzegowina.	Bosnische	11/2002 (Nürnberg)	–
Elvedin Duraković	17	Wurde in Bosnien-Herzegowina geboren und zog als Kleinkind nach Nürnberg. 1999 wird er abgeschoben und muss ein Jahr in Bosnien-Herzegowina leben.	Bosnische	11/2002 (Nürnberg)	–
Sanja Orbančić	17	Ihre Mutter kommt aus Jugoslawien, genauer aus der heutigen Republika Srpska. Sie wird in Nürnberg geboren.	Serbische	3/2003 (Nürnberg)	–

* Alle Namen wurden von mir geändert, falls es nötig oder erwünscht war, wurden auch andere Angaben leicht verfremdet, um die zugesicherte Anonymität zu garantieren.

Nicht alle Biografien werden im empirischen Teil beschrieben. Die Fälle ähneln sich in ihrer Struktur manchmal so sehr, dass eine individuelle Schilderung einer Dopplung gleichkäme. Zudem können nicht alle Personen problemlos als Transmigranten bezeichnet werden. Doch auch die Interviews mit ihnen waren erhellend, weil sie bei der Strukturierung des Feldes halfen. Ähnlich verhält es sich

mit der Erwähnung der Experten. Als Experten werden sie hier bezeichnet, weil sie aufgrund ihrer Position besonders gut geeignet erschienen, *über* das Feld zu berichten. Auch mit ihnen wurden problemzentrierte Interviews geführt, die allerdings nicht ihre Person in den Mittelpunkt stellten. Die Grenzen zwischen Überblick und Selbstdarstellung, zwischen Migrant und Experte sind selbstverständlich fließend. Auf die Interviewaussagen wird sporadisch zurückgegriffen. Das macht diese Interviews nicht unwichtiger, aber die Personen waren eher Mittler und Teil des Forschungsprozesses als sein Ergebnis. Die nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die aufgezeichneten Interviews mit Experten.

Tabelle 10: Interviews mit Expertinnen und Experten

Name*	Funktion/Kontext	Interview
Fr. Janda	Lehrerin/Muttersprachlicher Ergänzungsunterricht	2/2003
Fr. Jurinić	Psychosoziale Beraterin/Integrationsprobleme	3/2003
Hr. Agić	Angestellter beim Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB)/Arbeit und Migration	3/2003
Hr. Kitić	Gemeindemitarbeiter/Serbisch-Orthodoxe Gemeinde	3/2003
Hr. Horvat	Gemeindemitarbeiter/Kroatische Mission	4/2003; 9/2003
Fr. Lekić; Fr. Lajtner	Sozialarbeiterinnen/Sozial- und Integrationsprobleme	3/2003

* Alle Namen wurden von mir geändert. Die Funktionsangaben lassen nur vage, spekulative Rückschlüsse auf die Personen zu.

Auswertung und Interpretation – vom Vorwissen zum Wissen?

Alle Pläne und Konzepte verpuffen, wenn nicht auch die Auswertung und Interpretation der neuen Texte kontrolliert wird. Diese fast schon als Planversessenheit zu bezeichnende Darstellung ist kein starres Korsett, sondern eröffnet innerhalb des Plans den Freiraum für kreative und fantasiereiche Thesen. Die Frage lautet daher zunächst, wer oder was interessant sein muss. Das ist nicht bloß eine methodische Frage, sondern eine Entscheidung von wissenschaftspolitischer Relevanz. Das Kriterium der Interessantheit steht zur Diskussion. Und noch eine Frage ist zu klären, ehe die Auswertung diskutiert wird. Sie fragt danach, was im Interview vermittelt wird und was verstanden werden kann.

Wer oder was muss interessant sein?

Noch einmal dürfen die Bischöfe unter den Methodologen predigen. Ihre Predigt wird Schwieriges vom Facharbeiter verlangen, die sie genau jetzt, also nach den Interviews, aber vor der Interpretation, hören sollen. Der Tenor der Predigt taucht gelegentlich als Bonmot auf (z. B. Riedel 2002: 248), ist aber nirgends so gut erfasst wie bei Hard (1995: 147ff.) und stammt aus der Kurzgeschichte ‚Death and the Compass‘ von Jorge Luis Borges (1993 [1944]): *Die Wirklichkeit hat keine*